

Museen des Landes:

5. Das Stadtmuseum Schramberg

Raimund Waibel

Die Rechenaufgabe ist einfach: Eine kleine schwäbische Stadt mit 18 000 Einwohnern besitzt ein Museum, von dessen jährlich 22 000 Besuchern 80 Prozent Einheimische sind. Wie oft im Jahr geht jeder Einwohner dieser Stadt ins Museum? Gute Kopfrechner wissen es in Sekundenschnelle: Statistisch gesehen besucht jeder Einwohner einmal im Jahr das Museum.

Das Rechenexempel ist natürlich völlig aus der Luft gegriffen, denn Museen sind meist schlecht besucht, führen ein Dasein im Dunkeln der Geschichte und werden gerade von Einheimischen weitgehend ignoriert. Ein solches Museum, eine solche Stadt kann es nicht geben!

Kann es sie wirklich nicht geben? Nun, diese Stadt heißt Schramberg. Das dortige Stadtmuseum widerlegt gängige Vorurteile. Dazu bedurfte es freilich einer besonderen inhaltlichen und gestalterischen Konzeption, die das Museum zu einem kulturellen Mittelpunkt der Stadt machte. Doch das ist eine längere Geschichte.

Schramberg liegt, wie jedermann weiß, im Schwarzwald, der zu den kargen Landschaften gehört. Die Oberamtsbeschreibung aus dem Jahr 1876 weiß zwar zu berichten, Schramberg sei ein *sehr ansehnlicher Ort, der besonders durch seine Ausdehnung als durch seine großartigen und schönen Gebäude ein durchaus städtisches Gepräge hat*. Doch dieses Bild ist geschönt, entsprach zumindest damals nur der halben Wahrheit. Wer in Schramberg und in den umliegenden Dörfern von dem zu leben hatte, was der Schwarzwaldboden abwarf, darbtete nicht selten in bitterer Armut. Viele Familien hätten ohne die Möglichkeit, ein Zubrot zu verdienen, kaum überleben können. Die Fertigung von Schwarzwalduhren und der Vertrieb durch Hausierer ist aus dieser Not geboren. Erst im Laufe der Industrialisierung wird sich die Lage langsam bessern. Mit zwei Produktionszweigen hielt im 19. Jahrhundert die moderne Zeit in Schramberg Einzug: Mit der Keramikfabrikation und der Uhrenindustrie, die heute noch den Ort prägen.

Wenig unterschied das Dorf einst von den umliegenden Gemeinden. Zwar hatte Schramberg im 16. Jahrhundert das Marktrecht erhalten, wodurch der Ort eine gewisse Mittelpunktfunktion für die Bauern und kleinen Handwerker der Gegend einnahm. Vielleicht ist die Talaue der Schiltach bei Schramberg auch etwas breiter als andere Schwarzwaldtäler und hat sich damit für eine Industrieansiedlung

empfohlen. Rohstoffvorkommen – nämlich für die Fabrikation von Steingut geeignete Tonerden – werden für Isidor Faist den Ausschlag gegeben haben, als dieser 1820 mit der ersten Steingutfabrik des Königreiches Württemberg den Initialfunken für die Industrialisierung in Schramberg gab. Der Holzreichtum der Gegend, die im Überfluß vorhandene Wasserkraft, aber ganz besonders die billige Arbeitskraft der verarmten Bevölkerung, deren Güter infolge der Real-Erbteilung immer kleiner und unrentabler wurden, dies alles förderte und unterstützte Faists Initiative.

Bürger in den Aufbau
des Stadtmuseums einbezogen

Als 1979 mit dem Aufbau des Stadtmuseums Schramberg begonnen wurde, da konnte man auf keine lange Sammeltradition zurückblicken. Den überwiegenden Teil der Exponate stellte die Schramberger Bevölkerung in Form von Sachspenden zur Verfügung. Bürger also «bestückten» das Museum! Bürger, die auch in anderer Form vielfach in die Museumsarbeit einbezogen werden. Durch «Tage der offenen Tür», durch Arbeitskreise und durch Beteiligung an der Planung und Durchführung von Sonderausstellungen, bei der Pflege der Ausstellungsstücke, ja sogar durch Führungen durch die Magazinbestände wurde die Museumsar-

Das Stadtmuseum Schramberg ist im Schloß der Grafen von Bissingen untergebracht. Die Aufnahme, um 1900 gemacht, zeigt noch den Park, der mittlerweile dem Straßenbau zum Opfer gefallen ist.



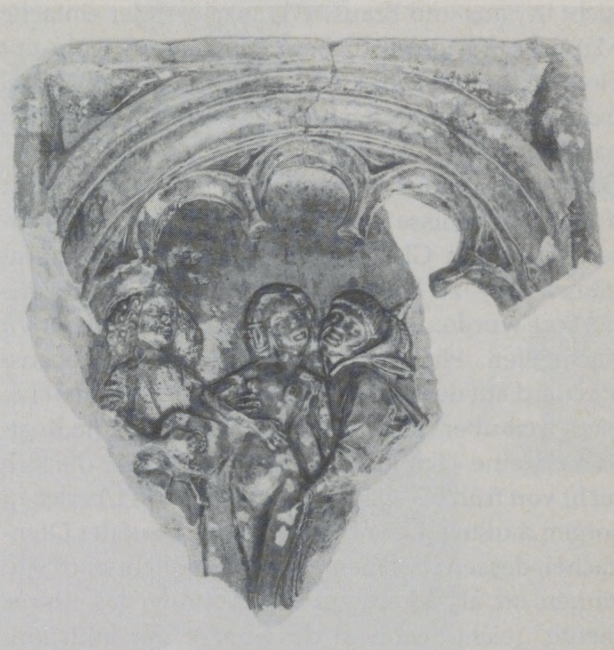
beit offener, im eigentlichen Sinne öffentlich. Ohne die Unterstützung vieler ehemaliger Uhrmacher der einst in Schramberg ansässigen Uhrenfabriken wäre der Aufbau der Uhrenabteilung oder das Restaurieren der großen Kunstuhr gar nicht möglich gewesen. Doch wir greifen vor; davon soll später die Rede sein.

Das erklärte Ziel des Schramberger Museums besteht, wie Museumsleiterin Gisela Lixfeld erläutert, weniger darin, mehr oder weniger angestaubte Gegenstände in einem «Raritätenkabinett der schönen Künste» einem gebildeten Publikum zu zeigen, sondern der Besucher soll eingeführt werden in die «Geschichte des eigenen Alltags». Mit anderen Worten, das Museum will dem Aufspüren der eigenen Geschichte und dem Verstehen der Gegenwart dienen. Hauptsächlich anhand von Gegenständen des alltäglichen Gebrauchs, die der Besucher vielleicht in seiner Jugend noch gesehen oder benutzt hat und sogar noch heute verwendet, anhand von Produkten der Schramberger Industrie und anhand von Maschinen, mit denen sie hergestellt wurden, letztlich aber auch durch schriftliche Dokumente wie Verträge oder Arbeitsordnungen werden die in der Vergangenheit gründenden Wurzeln der Gegenwart sichtbar.

Wie lebten die Burgherren, wie die einfachen Leute in den Burgweilern?

Die Konzeption des Schramberger Museums bedingt den im 19. Jahrhundert liegenden Schwerpunkt der Ausstellung. Mit diesem Jahrhundert verbindet uns ungleich mehr als beispielsweise mit der Epoche des spätmittelalterlichen Burgenbaus, der einzigen «älteren» Abteilung des Museums. Der Titel dieser Abteilung im Erdgeschoß des Schlosses der Grafen von Bissingen, das heute das Stadtmuseum beherbergt, ist jedoch irreführend. Fragen des Burgenbaus und der Baugeschichte sind nur von marginaler Bedeutung. Da das Interesse der ambitionierten Gestalter des Museums an erster Stelle der Sozialgeschichte gilt, fragt auch diese Abteilung nach dem Alltagsleben. Wie lebten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit die da oben, nämlich die Bewohner der um Schramberg gelegenen Burgen Altfalkenstein, Ramstein, Schilteck und Hohenschramberg? Und jene dort unten, nämlich der einfache Mann in den Burgweilern?

In Schramberg erhält der Besucher eine Antwort auf diese Fragen durch Einblicke in die komplizierte Lebenswelt des 15. und 16. Jahrhunderts. Das Leben der Menschen war bestimmt von so alltäglichen Dingen wie der Sorge um das tägliche Brot oder um



Oben: Eine Ofenkachel von der Burg Hohenschramberg, ein Mönch umarmt eine nackte Frau.

Unten: Jugendstilteiler aus der Produktion Villeroy & Boch in Schramberg, um 1900.

die Gesundheit. Diese Lebensbereiche lassen sich gut darstellen anhand von Funden auf der Burg Hohenschramberg, die man eindrucksvoll zu einem gedeckten Tisch arrangiert hat, wie er im 16. Jahrhundert auf einer Burg einmal tatsächlich gestanden haben mag. Die schlichten Formen des aus grobem Ton hergestellten Geschirrs rücken ein gängiges Vorurteil zurecht: Auch auf der Burg, zumindest auf der Burg der Ritter und des kleinen Adels, lebte man



nicht in Saus und Braus. Wie mag erst der einfache Mann im Tal gelebt haben? Nun, er aß wohl mit Holzlöffeln von rohen Holztellern, wie man sie bei manchen Ausgrabungen in Abortgruben gefunden hat.

Das mittelalterliche Handwerk ist repräsentiert durch Erzeugnisse heimischer Hafner und Glasbläser: Reste von Glasflaschen, in denen Sauerbrunnenwasser – zu Heilzwecken! – auf die Burg transportiert wurde, und Teile von kunstvoll verzierten Kachelöfen. Hier wird deutlich, daß der Lebensstandard auf der Burg trotz des relativ einfachen Lebens weit über dem im Tal lag. Glas war eine Kostbarkeit, eine «Trinkkur» das Privileg jener, die sich nicht von früh bis spät um ihr materielles Überleben sorgen mußten. Der neckische Mönch auf der Ofenkachel, dessen profanes, gar nicht mönchisches Ansinnen oft als Motiv zur Verspottung des Klerus diente, reicht schon in die Sphäre der künstlerischen Zeitkritik. Ein Motiv, das die «Herren» und das «Volk» gleichermaßen amüsierte.

Texttafeln verdeutlichen Leibeigenschaft

Meist spiegelte sich in früheren Zeiten das Leben des einfachen Mannes in Erzeugnissen für die Oberschicht. Jener aß vom Holzteller, die Herrschaft trank aus dem Glas. Der Arme saß am rauchigen Herdfeuer, die Herren auf der Burg vor dem Kachelofen. Dafür gab es in den Dörfern und Städten selten ein so abruptes Ende der Siedlung, wie dies bei Burgen und Festungen der Fall war: 1633 zündete der württembergische Hauptmann Konrad Wiederhold die Burg Hohenschramberg an. Nachdem sie notdürftig repariert war, wurde sie im Pfälzer Erbfolgekrieg 1689 von den Franzosen geplündert und bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Die Tragödien, die sich dabei in den ungeschützten Dörfern im Umkreis von Schramberg abspielten, sind leicht vorstellbar.

Schwieriger gestaltet sich die Darstellung der nichtgegenständlichen Lebenswelt. Viel «Flachware», alte Schriftstücke meist – im Original oder als Kopie –, informieren beispielsweise über die mittelalterliche Gerichtsbarkeit oder über das Lehnswesen und die Leibeigenschaft. Unwillkürlich wird die Ausstellung im Schramberger Stadtmuseum hier zur didaktischen Lehrschau, die dem Besucher viel Konzentration und Geduld abverlangt. Neben den eindrucksvollen und gut arrangierten Ausstellungsstücken informieren ausführliche Texttafeln. Die schriftliche Information gerät in den Vordergrund, die Ausstellung wird zum lehrreichen, aber anstrengenden Unterricht.



In der obigen Aufnahme aus den früher 20er Jahren ist eine Schramberger Strohflechterin abgebildet.

Unten: Vasen, sogenannte Pendants, von Villeroy & Boch, um 1890.



Herstellung von Steingut seit 1820 – Reglementierung der Arbeiterschaft

Doch zurück zum 19. Jahrhundert, zu Isidor Faist und der ersten Industrieansiedlung, in deren Folge sich der Alltag vieler Schramberger grundlegend verändern sollte. Faist richtete 1820 in dem damals unbewohnten Bissingschen Schloß die erste Steingut-Fabrikationsstätte Württembergs ein und begründete damit eine bis in die Gegenwart reichende Tradition der Keramikherstellung in Schramberg. Die Vielfalt der seit nunmehr fast 170 Jahren produzierten Tonwaren ist im Museum reich dokumentiert. Welch ein Wandel der Formen und des Geschmacks! Von dem teuren klassizistischen Geschirr für die Oberschicht führt ein weiter Weg zu den schwungvoll-bewegten Wellenlinien und Bändern des pastell- und türkisfarben-freudigen Jugendstils, zu der nüchtern-sachlichen Kriegsware und zum kitschigen «Rembrandt-Dekor» des frühen 20. Jahrhunderts: Idyllische Schwarzwaldmotive als Souvenirs im Stil des großen Niederländers. Die grellfarbigen, auch in der Form verfremdeten Artikel der 50er Jahre, einfühlsam auf einem nun schon wieder «klassischen» Nierentischchen vereint, wirken heute schon fast als Relikte einer angeblich «guten alten Zeit».

Jeweils parallel zu den Ausstellungsstücken ist der Herstellungsprozeß dokumentiert, sind Maschinen und diverse Techniken der Bemalung und Verzierung erklärt. Die glückliche Mischung von Form und Information läßt nur eines vermissen: Der flüchtige, aber stilgeschichtlich interessierte Betrachter sucht in den Vitrinen vergeblich nach Angaben, wann das ausgestellte Geschirr produziert worden ist. Oft würde man beispielsweise gerne wissen, ob der «klassizistische» Teller im Vormärz oder erst «antikisierend» in den Gründerjahren entstanden ist.

Ausgehend von der Produktion und den Produkten gelangt die Schramberger Ausstellung zu den Menschen, dem Produzenten. Ohne Zweifel hat die Industrialisierung die alten Lebenszusammenhänge zunächst gestört, dann zerstört. Anstelle der Produktion im Familienverband trat die entfremdete Arbeit in der Fabrik. Fotos zeugen von dem neuen Sozialgefüge: Der Mensch an der Maschine, Gruppenbilder der Belegschaft, Bilder aus dem Vereinsleben. Der Arbeiter mußte sein Leben einer bis dahin nicht gekannten, nämlich einer von außen einwirkenden Reglementierung unterwerfen. Nun zwingt ihn nicht nur die Not und der Hunger zur Arbeit, sondern auch der Fabrikherr und die Arbeitsordnung: *Was die Arbeiter-Ordnung anbetrifft, so ist diese*



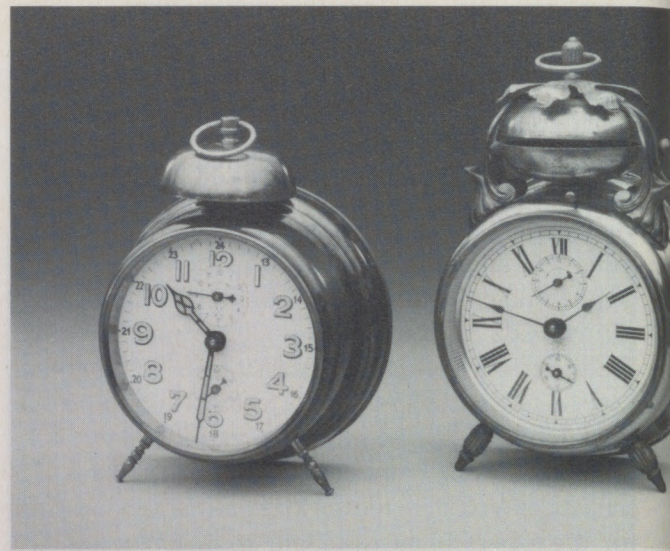
Blick in die Abteilung Industrieuhren des Stadtmuseums Schramberg mit einem Schraubautomaten.

Unten: Arbeiterinnen am Fließband bei der Herstellung von Weckern, in den 30er Jahren fotografiert.



etwas schroffer Natur und kann sozusagen nur der Arbeitgeber Gebrauch davon machen. Die Ordnungsstrafen belaufen sich von 25 Pfennig bis zu 2 Mark. Zuspätkommen am Montag wird mit 1 Mark bestraft, an den übrigen Wochentagen mit 25 Pfennig; für verdorbene Arbeit muß der Arbeiter Schadenersatz leisten bis zu einem Sechstel seines Verdienstes, und wenn die Rechnung sich etwas höher beläuft, so wird es auch abgezogen, obwohl es nach der Arbeits-Ordnung nicht stattfinden soll.

Die Strapazen des zwölf- bis vierzehnstündigen Arbeitstages bei kleinem Verdienst wurden häufig genug erhöht durch einen Anmarsch von zwölf bis sechzehn Kilometern zur Fabrik. Bei einem Abmarsch tief in der Nacht und einer Rückkehr gegen zehn Uhr abends bleiben nur noch wenige Stunden zum Schlafen; und «zum Leben» blieb gar keine Zeit. Auch Kinderarbeit war gang und gäbe: Noch 1871 im Sommer dreizehn Stunden, im Winter nur zwölf Stunden. In der Schule – denn die kam noch hinzu! – seien die Kinder müde und schlaff, berichtete damals das Königliche Oberamt.



Oben: Baby-Wecker; der rechte ist um 1900 bei Junghans fabriziert worden.

Unten links: Ein Wecker mit dem Werk 10 und einem Feuerwehrmann als Weckglocke, um 1900.

Rechts: Kunststuh, gebaut 1898 bis 1900, als Werbeobjekt der Firma Junghans auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 gezeigt. Heute ein Prunkstück im Schramberger Stadtmuseum.

Ging es den Arbeitern im 19. Jahrhundert nun soviel besser als den selbständigen Uhrmachern oder Zifferblattmalern? Ein Zeitgenosse berichtet um 1840: *Das Aussehen eines großen Teils der Bevölkerung ist auffallend kränklich; (. . .) besonders die Männer sind meist lang und schmal, etwas gekrümmt mit unsicherem Gang, blaß mit tiefen Augen, und nur zu oft hektisch. Die Schwindsucht scheint zum Teil durch das Gewerbe bedingt zu sein; besonders trifft sie Uhrmacher und Schildermaler. (. . .)*

Auf jeden Fall kann die allgemeine Kränklichkeit bei einem Arbeiter nicht Wunder nehmen, der das ganze Jahr ohne besondere Bewegung in heißer, stickender Stubenluft zubringt, Farben und Feilstaub einatmet, stets vorwärts gekrümmt oder sitzend arbeitet, und in fortwährender Transpiration bleibt. (. . .)

Der Schildermaler arbeitet Jahr aus Jahr ein in einer mit Terpentin-dünsten geschwängerten Atmosphäre. Am schädlichsten wirkt das Arbeiten mit Bleiweiß auf den körperlichen Zustand; Bleikolik und Auszehrung findet man häufig im Gefolge dieser Beschäftigung.

Nahm die einsetzende Industrialisierung der Heimindustrie immer mehr Aufträge weg, so hatte der Arbeiter in der Fabrik wenigstens Arbeit und ein regelmäßiges Einkommen, – bis 1882 die Firma Faist und Uechteritz in der Gründerkrise Konkurs machte und dreihundert Arbeiter über Nacht brotlos wurden. Später ersteigerte Villeroy & Boch das Werk und setzte die Tradition der Keramikherstellung in Schramberg fort.



1861: Erhard Junghans steckt sein Geld aus der Strohflechterei in die Uhrenfabrikation

Nicht nur die einsetzende Industrialisierung, in der man sicher weniger ein philanthropisches Engagement der Firmengründer als vielmehr handfeste Profitinteressen sehen muß, gab der verarmten Bevölkerung Arbeit und Brot, sondern auch Maßnahmen der staatlichen Armenfürsorge. Das Schramberger Stadtmuseum unternimmt den höchst interessanten Versuch, die Entwicklung der anfangs in Flechtschulen und Armenbeschäftigungs-Anstalten staatlich geförderten Strohflechterei bis hin zum erfolgreichen Wirtschaftsunternehmen der Herren Joh. Peregrin Haas und Erhard Junghans mit bis zu zweihundertfünfzig Fabrikarbeitern und dreitausend Heimarbeitern darzustellen. Flinke Finger produzierten von 1834 bis etwa 1930 kunstfertig Hüte, Taschen und Schuhe aus Stroh, von denen sich eindrucksvolle Beispiele in den Kellern und Speichern der Schramberger Bürger gefunden haben. Die Strohflechterei wurde meist in Heimarbeit durchgeführt. Sie verlangte weniger physische Kraft als Schnelligkeit und hohe Konzentration; sie war hauptsächlich Frauenarbeit und damit ganz besonders schlecht entlohnt. Auch hier waren Kinder alenthalben in den Produktionsprozeß eingespant. Die Strohflechterinnen und der von ihnen erarbeitete Profit standen in gewissem Sinne auch am Anfang jenes Unternehmens, mit dem die kapitalistische Produktionsweise, also Mechanisierung, Arbeitsteilung und Akkordarbeit, endgültig in Schramberg Einzug halten sollten.

1861 konnte Erhard Junghans mit Kapital, das aus seiner Beteiligung an der Strohmanufaktur Haas stammte, zusammen mit seinem aus Amerika heimkehrenden Bruder die Uhrenfabrikation nach amerikanischem System, d. h. maschinelle Endfertigung der Präzisionsteile, aufnehmen. Bald wurden Wecker und Großuhren in Serienfertigung hergestellt; darunter das berühmte Weckerwerk Nr. 10, das mehr als fünfzig Jahre fast unverändert in hohen Stückzahlen produziert wurde. In der billigen Massenware mit dem runden Gehäuse und mit der aufgesetzten Glocke – es können auch zwei Glocken sein – meinen wir heute noch, die Urform aller Wecker zu erkennen. Die Uhrenabteilung im Schramberger Stadtmuseum, die man auch «Junghans-Abteilung» nennen könnte, denn der Kern der Ausstellung ist das ehemalige Junghans-Firmenmuseum, zeigt eine enorme Anzahl Uhren aller Art, darunter vor allem Wecker. Welcher Besucher verspürte da nicht unwillkürlich den Wunsch, einmal die kleinen schlichten Wunderwerke, die Millionen morgens

quälen, zu beherrschen, indem er die «Symphonie der Wecker» spielt und sie alle im Abstand von einer halben Sekunde hintereinander zum Rasseln bringt?

Als Gegenstück zu den kleinen Weckern erscheint die bombastische Kunstuhr, mit der die Firma Junghans im Jahre 1900 auf der Pariser Weltausstellung vertreten war. In ihr manifestieren sich Widersprüche des Kaiserreichs, aber auch das Geltungsbedürfnis und Selbstverständnis des Fabrikherrn. Das Bildprogramm der im Aufbau an einen gotischen Schnitzaltar erinnernden Uhr spricht deutlich aus, was die Industrie und damit auch der Industrielle Junghans vorgaben zu sein: Heilsbringer nämlich. Der Leidensweg Christi ist ikonographisch gleichgesetzt mit allegorischen Darstellungen der Elektrizität, des Telegraphen und des Telefons. Mit der neugotischen Form verwies der bürgerliche Aufsteiger Junghans auf das Mittelalter, auf eine vom Adel geprägte Lebenswelt. Indem Junghans sich den alten Formen anpaßte, meldete er seinen Anspruch auf Gleichberechtigung an. Im Bildprogramm der Uhr spiegeln sich Widersprüche, an denen das Kaiserreich zugrundegehen sollte. Ein Kuriosum des Historismus bleibt diese Kunstuhr allemal.

Mit der Ausbildung der modernen Produktionsweise sollte aber auch eine andere Schicht ihren Anspruch auf Partizipation anmelden: die Arbeiterschaft. Vereine und Gewerkschaften wurden gegründet, Arbeiter begannen, sich separat zu organisieren, eine Arbeiterkultur entstand. Sie ist im Schramberger Museum hauptsächlich durch «Flachware» repräsentiert: Fotos, Zeitungsartikel, Streikaufrufe für die großen Streiks 1906/07 und Protokollbücher der Arbeitervereine. Schrifttafeln informieren auch über die Kehrseite der Industrialisierung: Immer noch müssen auch Kinder mitarbeiten, nun vor allem unkontrolliert als Helfer der Heimarbeiter. Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit, andererseits aber auch soziale Einrichtungen der Uhrenfabriken wie Betriebskrankenkassen oder ein Schwimmbad waren beherrschende Themen der Jahrhundertwende.

Besucher honorieren Akzent
auf der Sozial- und Alltagsgeschichte

So endet der Streifzug durch die Schramberger Geschichte, wo er begonnen hat: bei der Sozial- und Alltagsgeschichte. Das 19. Jahrhundert verstand Museen meist als historische Inseln, in denen sich der Besucher ehrfurchtsvoll in den Kostbarkeiten aus der Lebenswelt jener widerspiegeln durfte, die ihn beherrschten. Der Erfolg des Schramberger



Ein Dokument der Arbeiterkultur: Selbstbewußt präsentieren sich die Mitglieder des Arbeiter-Gesangvereins Sängerkunst Schramberg, gegründet 1909.

Stadtmuseums liegt in seiner modernen Konzeption begründet. Eine Konzeption, die Geschichte nicht als von oben Gegebenes, sondern von den Vorfahren, aber auch von Zeitgenossen selbst Erlebtes und Gestaltetes vermittelt. Die Besucherzahlen des Museums beweisen, daß die Schramberger eine so «demokratisierte Geschichte» sich gerne zu eigen machen.

*Stadtmuseum Schramberg im Schloß,
7230 Schramberg, Telefon (0 74 22) 2 92 68
Geöffnet: Samstag und Sonntag 10–12 Uhr und 14–17
Uhr; montags geschlossen. Vom 1. Mai bis 15. September
ist das Museum zu besichtigen von Dienstag bis Freitag
10–12 Uhr und 14–18 Uhr. Im Winterhalbjahr nur an
den Nachmittagen.
Doch immer ist der Eintritt frei.*